

(Nachdruck verboten.)

161 Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Die Blicke Nello's wandten sich, nachdem sie ihre Forderung beendet hatten, verwundert Gianni zu, der offenbar von dem allem nichts gesehen hatte.

„Woran denkst Du denn, Gianni?“

„In unser Weitergehen nach London.“

„Und hier der Zirkus?“

„Nur Geduld, Kleiner . . . was den Zirkus hier betrifft, so werden wir auf ihn zurückkommen . . . später . . .“ — erwiderte Gianni, in dem Zimmerchen auf und ab gehend.

„Dir hat die Vorstellung nur vor Augen geführt, was Du gesehen hast . . . sie hat Dir nicht gesagt, was sie mir gesagt hat. . . . Sieh einmal, die Engländer machen die Sachen, die auch wir machen, anders als wir . . . ah, ja, diese Engländer! . . . Eine famose Arbeit, um hinzugehen und sie an Ort und Stelle zu studieren! . . . Diese Leute haben Raschheit im Verein mit Kraft . . . bei uns herrscht zu sehr die Geschmeidigkeit vor, bildet man zu sehr die Biegsamkeit aus . . . Verlieren wir dabei auch nicht an Schnelligkeit im Zusammenziehen der Muskeln? . . . Gestern — es ist merkwürdig — gestern war's, als ob mir plötzlich die Augen aufgegangen wären, über das, was wir in unserem Geschäft zu tun haben . . . was uns obliegt, uns beiden, weißt Du! . . . Denn die anderen gestern . . . pah! Rindvieh! . . . sie machten, was ihr Vater machte und was auch wir machen! . . . Maschinen in der Gestalt von Gymnastikern . . . und darin, Brüder, wenn Du darin Deine Herrlichkeit bestehen lassen willst . . . pah! Weißt Du, es gibt bitteres für uns, als Kapriolen in der Luft zu machen!“

Gianni sah die niedergeschlagene Miene Nello's und warf hin: „Nun, sprich, Kleiner, was sagst Du dazu?“

„Dah Du immer recht hast, Großer!“ meinte Nello mit einem Seufzer.

Gianni blickte mit einer Rührung auf seinen Bruder hin, der er keine Worte ließ, doch die sich in dem leisen Beben seiner Hände kundgab, mit denen er sich soeben eine neue Pfeife stopfte.

England ist dasjenige Land Europas, welches es verstanden hat, in das rein physische Element einer Kraft-Handlung geistiges Leben zu bringen. Dort hat sich die Gymnastik zum pantomimistischen Schauspiel gestaltet; dort ist das Spielen der Muskeln und Nerven zum erheiternden, zum rührenden, ja zuweilen selbst tragischen Wirken entwickelt worden; dort machen die festen Sprünge, die Gewandtheit, die Kunstfertigkeiten der Glieder lachen, lassen erschüttert werden, regen zum Denken an, wie Szenen eines Bühnenschauspiels es tun. In England ist von unbekanntem Urheber, von denen kaum einige wenige Namen aus dem achtzehnten Jahrhundert in einigen kurzen Bemerkungen auf alten Zetteln des Zirkus Miley erhalten geblieben sind, eine neue Art satirischer Komödie geschaffen worden.

Sie bestand gewissermaßen aus einer Erneuerung der alten italienischen Poffen, in welcher der Clown, der ländliche Dümmling, von einem Gymnastiker-Schauspieler dargestellt, in seiner Gestalt den alten Pierrot und Arlequin, diese beiden Belkotypen lustiger Schalkhaftigkeit, vereinigt wieder ersiehn ließ; die groteske Komik des mit Mehl weißgefärbten Spazmachers im Bunde mit der rassistischen Muskelgewandtheit des vollendeten Gymnastikers.

Und — in der Tat ein interessantes Faktum — so geschah es, daß gerade in England, dem Vaterlande der Hamlettragödie, dieser echt englischen Schöpfung, welche uns den Nationalcharakter des Volkes in seinem ganzen Wesen des Phlegmas und der düsteren Selangweiltheit wiedergibt, daß just dort der Nationalgeist das Lustige zu einer neuen Gestalt umschuf: zu einer Art von, wenn man so sagen will, spleen-geborenen Komik.

Zur Zeit der Ankunft der beiden Brüder in London gab es dort in der Victoria-Street ein Terrain, das man „die Ruinen“ nannte. Es war dies ein mächtiger Grundstückkomplex, auf welchem die Kommission für städtische Ameliora-

tionen drei- bis vierhundert Häuser abreißen ließ; ein wüster, ganz mit Bauresten und Bautrümmern überfüllter Raum, mit einem Gewirr noch stehender Mauern neben den Steinschichten angefangener neuer Häuser, deren Weiterbau sistiert worden war, eine Ablagerungsstelle von Unrat und Schutt, ein öder Stadtwinkel, in welchem giftiges Unkraut aus einem Boden von Kalk, weggeworbenen Austerschalen und Glasscherben sproß; mit einem Wort, ein Stück Raum wie eine Wüste der Auslägigen zur Zeit des heiligen Lazarus. Die Ruinen nun waren seit mehreren Jahren der Sammelplatz der Akrobaten Londons, der Übungsplatz der gesamten Equilibristen, Gymnastiker am festen oder am Schwebereed, Clowns, Jongleurs, Seiltänzer usw. ohne Engagement, das Rendezvous aller Eingeborenen der Bühne von Sägeespänen*) oder solcher, die zu dieser überzugehen wünschten: eine gymnastische Akademie. Besonders abends boten die Ruinen ein seltsames Schauspiel dar. In dem Dunkel des Trümmersfeldes, zwischen seinen schwarzen Mauerresten, die in unheimlichen Schattenrissen emporragten, unter dem wirbelnden Umherfliegen von Stücken verfaulter Tapete, welche der Wind losgerissen, und dem Dahinhulchen aufgeschreckter Rattenschwärme, zeigte, verstreut über die ganze Ausdehnung des finsternen, nebligen Raumes hin, hier und da der unbestimmte Schein von vier in den Boden gesteckten Enden Licht oberhalb ihres zitternden bleichen Schimmers schattenhafte Gestalten, die sich in dem nächtigen Dunkel bewegten, auf und nieder schritten, hin und her schlangen.

Während der ersten Tage beobachteten Gianni und Nello die Arbeiten der anderen; dann, nach einer Woche brachten sie selbst ihre Apparate und ihre Lichter hin; das kleine Red wurde zwischen den Haustürpfeifen eines Gebäudes, das nur noch eine Front war, angebracht, und die Brüder begannen, unter der verwunderten Aufmerksamkeit der Engländer gleichfalls zu arbeiten.

Die beiden Franzosen hatten zum Nachbar bei ihren Übungen einen langen, mageren Mann mit dünnen Spindelbeinen, der es einstudierte, sich mit dem Körper zwischen den Querleisten einer Stuhllehne hindurchzuwinden: den Irländer mit dem nom de guerre: „der Regenwurm“, der, die Beine nach hinten zurückgebogen, so daß die Füße seinen Hals umfaßten, seinen Körper auf diese Weise in eine Kugel vermandelte, sich fortrollte und mit seinem Hinterteil einen Pfirsichkern aufknackte. Von ihm erfuhren die Brüder, daß die Direktoren in England ihre Mitglieder nicht direkt engagieren, sondern das Monopol, sämtliche Engagements abzuschließen, für die gesamten drei Königreiche in den Händen von zwei Agenten in London lag: Mr. Maynard, dessen Bureau sich in York-Road-Lambeth befand, und Mr. Roberts, in Compton-Street wohnhaft. Der „Regenwurm“ benachrichtigte die Brüder des weiteren, daß diese Agenten eine Provision von 15 Proz. der Gage für die von ihnen vermittelten Engagements erhielten.

Gianni und Nello begaben sich eines Vormittags zu Mr. Roberts, zu dem sie eine Treppe hinaufsteigen hatten, auf deren Stufen Kinnen mit ungefämmten Haaren und nackten Brüsten ihre Säuglinge stülten, den Kopf träge gegen die Mauer gelehnt und lange gebogene Pfeifen rauchend.

Die beiden Brüder hatten dann eine Zeitlang in einer Art von Vorzimmer zu warten, dessen Wände von oben bis unten und in dichter Aneinanderreihung mit kleinen weißen Holzrahmen bedeckt waren, welche die Photographien aller möglichen Celebritäten der Zirkus, Arenen, Konzerthallen und Spezialitätentheater von ganz Europa enthielten.

Von den Photographien wandte sich ihre Aufmerksamkeit den Leuten zu, die aus dem Zimmer, in welchem die Engagements abgeschlossen wurden, fortgingen, und deren Namen sie von den mit ihnen Wartenden nennen hörten. Da war Hassan l'Arabe; da war der alte Zamezou unter seinem breitrandigen Filz und in seinem rosinfarbigen Mantel: der Farbe,

*) In den Manegen der englischen Zirkus betreten Sägeespäne die Stelle des Sandes. Daher der in der englischen Artistenwelt übliche Ausdruck: „Leute (Eingeborene) von den Sägeespänen“, „auf den Sägeespänen geboren sein“, und eine Art von Sprüchwort oder betauernder Redensart unter ihnen, des Wortlautes: „Für einen alten Clown ist der Geruch der Sägeespäne, was für den Seemann der Teergeruch ist.“ Ann. d. Verf.

Die eine Passion aller alten Artisten ist; da war Sandy mit noch einem Rest der goldhaltigen Steinden in den Taschen, die man ihm in San Francisco und Melbourne geworfen hatte: Sandy in seinem mit Kobbenfell gefütterten Jackett und seiner scharlachroten Weste; da war der Elegant Berington in seinem Ueberzieher von schwarzem Samt, dicker goldener Uhrkette und dem Tyrolerhut mit einer Frauenfeder auf dem einen Ohr; dann Unbekannte, deren Gesicht mit seinem unteren Teil hinter schmutzigen bunten Wollschädel ver- schwand, und Damen in Kaschmirschals, ähnlich denen, wie die wandernden Händlerinnen auf den Grünframwägen sie führen.

Endlich gelangten die Brüder in das Zimmer Mr. Roberts', eines kleinen Mannes von tannendrauner Gesichtsfarbe, mit einem Horn auf der Nase und Goldringen in den Ohren.

Er unterbrach Gianni nach wenigen Worten in dessen schlechtestem Englisch.

„Schon gut, ich gebrauche gerade ein paar tüchtige Gymnastiker für Springthorp in Hull . . . aber ich kenne Sie nicht . . . wo sind Sie schon engagiert gewesen?“

Es war das die Frage, welche die Brüder gefürchtet hatten, und Gianni stand einen Augenblick verwirrt da als seitwärts aus einer dunklen Ecke des Zimmers her eine Stimme, welche die Brüder als diejenige des „Reagenwurm“ erkannten, zu Roberts hinwarf: „Ich kenne sie . . . sie kommen vom „Cirque de l'Impératrice.“

„Oh! dann machen wir das Geschäft! . . . Das Engagement ist auf sechs Abende, von nächstem Sonnabend an . . . Sie bekommen fünf Pfund.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Sprache der Gräber.

Von Fritz Döring-Friedrichshagen.

Um stolze Erbbegräbnisse und die verfallenen Gräber der Namenlosen weht eine Poesie voll majestätischen Schwauers, die Poesie des Todes, des großen Gleichmachers. Dichter aller Zeiten haben sie zu fassen gesucht und haben den Gräbern mahnende Stimmen verliehen. In herrlichen Chören — um nur an die neuere deutsche Dichtung zu denken — haben Robakis, Platen, Konrad Ferdinand Meyer die Schrecken der Abgeschiedenen beschworen, daß sie sich dem Lebenden Geschlechte verkünden. Aber größer als alle Kunst der Poeten wirken oft jene schlichten Worte und Verse, die Leid und Liebe der Angehörigen dem Toten auf das einfache Holz- kreuz geschrieben, auf den Gedenkstein gemeißelt haben. Von einem alten Friedhof, dem von Melrose-Abbey, hat Theodor Fontane die schönste Grabinschrift mitgebracht, die ich kenne und die in seiner Uebersetzung lautet:

„Erde gleicht auf Erden
In Gold und in Pracht;
Erde wird Erde,
Bevor es gedacht;
Erde türmt auf Erden
Schloß, Burg, Stein;
Eroo spricht zu Erde:
Alles wird mein.“ —

Je ursprünglicher und ungebrochener ein Volk ist, je weniger die alles gleichmachende Kultur es noch vermocht hat, seine naive Denk- und Anschauungsweise zu modifizieren, um so origineller und kräftiger wird auch der Gefühlsausdruck sein, mit dem es den Höhe- und Endpunkt des Lebens, Liebe und Tod, begleitet. Man kann viele Hunderte unserer Stadtfriedhöfe durchwandern und wird dabei doch nur immer wieder auf dieselben sich ewig wiederholenden Sprüche und Verse stoßen, die an sich ja sehr schön sein mögen, aber in dieser allgemeinen Benutzung alles Individuelle verloren haben und jeder persönlichen Bedeutung ermangeln. Wesentlich anders stand es (und steht es zum Teil noch heute) mit den Grabinschriften, die man auf allen Friedhöfen in Tyrol und den Alpenländern findet, die das Gebirgsvolk selbst verfaßt, denen es einen spezielleren, intimeren Charakter gegeben hat. Da ist der Ausdruck wohl oft ungelent, aber eine elementare Kraft und Innigkeit beherrscht ihn und wieder alle Kunstpoeten, so daß man erschüttert vor den Dokumenten herrlichster Volkspoesie steht. Andererseits passiert es fast noch häufiger, daß bei der Ungewandtheit im Ausdruck und bei der realistischen, naiven Denk- und Sprechweise des un- verbildeten Gebirgsvolkes sich selbst auf die Gotteslästerer Blüten eines meist unfreiwilligen Humors verirren. In jedem Falle bleibt eine Sammlung dieser vollstimmlich-menschlichen Dokumente kulturgeschichtlich hochinteressant, und der Direktor der Innsbrucker Universitätsbibliothek, Dr. Ludwig von Hörmann, hat sich ein nicht genug zu schätzendes Verdienst dadurch erworben, daß er sich jahrzehntelang um sie ge- müht und nach und nach diese Poesien des Todes in drei aller- liebsten Bändchen publiziert hat. Unter dem Titel „Grabinschriften und Marteler“ sind sie im J. G. Co Taschen Verlage zu Stuttgart erschienen.

Ein Grabbers im Friedhof zu Jergens im Pitzale lautet:

„Jepter, Kron' und Bauernlappen
Tut man hier zusammenpappen!“

Und das beruhigende Bewußtsein, daß Kaiser und Bettler, Arm und Reich, Groß und Klein vor dem großen Knochenmann gleich sind, spricht auch aus vielen anderen Epitaphien. Besonders ein- dringlich wirkt es, daß die Worte meist dem Toten selbst in den Mund gelegt sind. So lautet ein Spruch aus dem bayrischen Wald:

„Ich lieg' im Grab und muß verwesen,
Was du jetzt bist, bin ich gewesen!
Was ich jetzt bin, das wirst auch du —
Drum steh' und bel' für meine Ruh!“

Ein Säufster in Kematen hat sich für die letzte Ruhestätte diese Verse gedichtet:

„Da liegst du, Säufsterle, da kannst du ruhig schlafen,
Ein schön's Quartier, ja wohl, hat dir die Welt geschaffen,
Ein Haus, wo ist kein Fenster drin, sechs Bretter dein Gemach,
Daneben deine Totenbein, die Erde ist dein Dach!“

Und auf dem Grabe des Peter Sterzinger, Postmeisters in Dormitz bei Raffereit, stehen Verse, von denen die folgenden hier zitiert sein mögen:

„Wie auf der Post, so find wir hier
Und jeder ist ein Passagier.
Die Post kommt an, geht wieder ab,
So kommt der Mensch und geht ins Grab.
Der Tod ein sicherer Kondukteur
Führt ohne Posthorn still daher,
Führt schnell uns von der Lebenszeit
Ins Ausland einer Ewigkeit.“

Ein verunglückter Fuhrmann in Stubai bekam die in ihrer Art gewaltig wirkende Grabinschrift, die sich gleichfalls in vielen Varianten findet:

„Der Weg in die Ewigkeit
Ist doch gar nicht weit.
Um 7 Uhr fuhr er fort,
Um 8 Uhr war er dort.“

Noch wichtiger, in lationischer Stürze heißt es von einem Verunglückten im Bregenzer Wald:

„. . . In einer halben Stunde
krank, tot und gesunde.“

Auf dem Grabkreuz einer Einundzwanzigjährigen im Friedhofe zu Berdings stehen die Worte:

„Der Tod treibt immer die alten Spiele;
In jungen Jahren nimmt er viele.“

Und in Schwarzenberg (Bregenzer Wald) trägt ein Hügel die herrlichen Verse:

„Unter der Erde ist Schlaf,
Ueber der Erde ist Treue.
Aber dort oben ist Seligkeit.“

Das allerdings dürfte ebensowenig Volkspoesie sein, wie die Grabinschriften, die Ludwig von Hörmann aus Hoch-Geistrig, Unter- haus und Kirchberg beigebracht hat (Drittes Bändchen) und die man leicht als Strophen von Umland, Eichenborf, Hötty erkennt.

Region ist daneben die Zahl jener Grabinschriften, die unwillkür- lich unsere Lachmuskeln in Bewegung setzen. Meist sind es solche, die den Stand des Verstorbenen, seine Beschäftigung oder seine Todesart zum Inhalt haben. „Das Volk“, sagt Ludwig von Hör- mann, „spricht eben, wie es denkt und nennt das Kind beim rechten Namen. Man würde daher sehr irre gehen, wollte man das oft auf Gemütsroheit oder gar Frivolität deuten, was bei ihm nur ungeschämte, ungeschämte Ausdrucksweise ist.“

Ein paar Proben! In Wiesing heißt es kurz und bündig auf dem Grab eines früheren Schullehrers und Organisten:

„Hier liegt Martin Krug,
Der Kinder, Weis und Orgel schlug.“

Schöner noch (allerdings mit Fragezeichen versehen) ist ein Nachruf aus Bayern:

„Hier liegt ein junges Wechselein,
Des Meister Dahsens Söhnelein,
Der liebe Gott hat nicht gewollt,
Daß er ein Ochse werden sollt.
Drum nahm er ihn aus dieser Welt
Zu sich ins große Himmelszelt.
Der alte Dachs hat mit Bedacht
Kind — Sarg — Vers — alles selbst gemacht.“

Im Salzburgerischen findet sich folgendes Epitaph:

„Hier ruht der alte Säubanel,
Im Kriege sankt, im Frieden led.
Er war ein Engel diesseits schon
Und O'freiter im Jäger-Bataillon.“

Ebenda steht auf dem Grabe eines alten Invaliden:

„Hier hinter diesen Friedhofsgittern
Da ruht ein morsches Haus,
Das trank gar manchen Bittern
Nekch des Leidens aus.“

Unberühmter noch war die Inschrift, die noch vor 40 Jahren über einem Hügel des Kirchhofs zu Feldkirch stand:

„Hier ruht Franz Josef Matt,
Der sich zu Tod gelassen hat,
Herr, gib ihm die ewige Ruh'
Und ein Glasel Schnaps dazu.“

Sehr beliebt und in Variationen aus St. Gilgen und Ries aufgezeichnet ist auch folgende Form des Nachrufs (Hippach, Gillerthal):

„Hier liegt der Hippacher Bot',
Hab' ihn jelig der liebe Gott,
So wie jelig hätt' der Hippacher Bot'
Dich, du lieber Gott,
Wenn du wärit der Hippacher Bot'
Und er der liebe Gott.“

Auf trübe Erfahrungen läßt ein Grabstein in Oberperfuß schließen:

„In diesem Grab liegt Knich(s) Peter,
Die Frau begrub man hier erst später,
Man hat sie neben ihm begraben,
Wird er die ewige Ruh' nun haben?“

Und in Gall, von einem Pfannhauerarbeiter verfaßt, liest man:

„Hier liegt begraben mein Weib, Gott sei Dank,
Sie hat ewig mit mir zankt.
Drum, lieber Vöser, geh' von hier,
Sonst steht sie auf und zankt mit Dir.“

Eine ähnliche Meinung vom Ehe- und Ehestand muß wohl der Bräve gehabt haben, der in einen Grabstein auf der Herreninsel (Chiemsee) die Worte meißeln ließ: „Hier ruht in Gott N. N., 28 Jahre lebte er als Menich und 37 Jahre als Ehemann.“ Wobei an jenes Marterl (Gedentäfelchen) am Stalbertauern erinnert sein mag, auf dem wörtlich steht: „Im kalten Jahre 1853 sind hier zwei Menschen und zwei Böhmern ertrunken.“ Eine ganz ähnliche Tafel (zehn Leut und fünf Böhm von einer Schneelahn erschlagen) findet sich in Prebicht in Obersteier.

Auch sehr realistische Erwähnungen der Krankheiten, die zum Tode führten, hat man häufig in den Epitaphien. Bekannt und tatsächlich echt ist die Grabchrift ist einem kleinen Dorfkirchhof einer Chiemsee-Insel:

„Hier in dieser Gruben
Liegen zwei Mutterbuben,
Geboren am Chiemsee,
Gestorben an Rauchweh.“

Ober eine andere aus Sterzing:

„Hier liegt unter allerhand
Auch Peter Birland,
Er war im Leben welcher
Im bürgerlichen Leben Gescher.
Er lebte in Furcht und Lucht
Und starb an der Wasserucht.“

Kurz und bündig wird die Todesursache eines anderen Menschenkundes angegeben:

„Brudle gonga,
Brudle brocha,
Obi gfolia
Und derloffa.“

Ueberhaupt spielen Unglücksfälle bei mancherlei Gefahren, denen der Mensch durch die Natur seiner Heimat ausgesetzt ist, eine große Rolle. In Song lautet eine Grabchrift:

„Und er maß siehen Schuß,
Gott geb' ihm die ewige Ruh'.
Ein unglücklicher Ochsenstoß
Deffnete das Himmelsloch.“

Bei Sand in Taufers: „N. N. liegt hier. Sie stürzte in eine Heugabel und sand darin ihr Grab.“

Am originellsten ist aber jedenfalls ein Nachruf, der sich in Oberalm bei Hallein auf einen verunglückten Förster findet:

„Hier liegt der Förster Rupert Fuß,
Er starb an einem Büchenschuß,
Der auf der Jagd von obengefähr
Ihn hat getroffen folgenichwer
Zum Glück konnt' man ihn noch verschn,
Gott laß ihn fröhlich auferstehn!
Ich nann' ihn oben Rupert Fuß,
Um hinzuweisen auf den Schuß,
Doch hieß er in der Tat Franz Leim,
Das aber paßte nicht zum Heim.
Was hätt' ich mit dem Leim gemacht?
Wie hätt' den Schuß ich angebracht?
An dem er doch verschieden ist
Als Jägersmann und guter Christ.“

Es mag genug sein. Man sieht jedenfalls, daß, wenn die Grabinschriften gleichsam die Stimme der Toten sind, die zu dem Wanderer aller Zeiten sprechen, sich in den Chor der düsteren und mahnenden auch viele muntere und derbe drängen. Sie entweichen die Stätte des Friedens, an der sie sich befinden, ganz gewiß nicht. Sie sprechen nur, unbewußt, am Orte des Todes von der ungeborenen Lebenskraft des Volkes, die sich auch angesichts des gleichen Stochemannes noch behauptet.

Grab schmuck.

Toten Sonntag, Allerseele, Johanni, das sind in den verschiedenen Gegenden Deutschlands die Tage der Toten, an denen nach altgerbräucher Sitte die Gräber von den Angehörigen geschmückt werden. Vom plumpen Papierblumenkranz, der für wenige Pfennige auf dem Wochenmarke erstanden wurde, bis zum kostbarsten Grabmudarrangement, in dem die auserlesensten Kinder Floras vereint sind, finden wir alle Zwischenstufen von Grabkränzen, deren ein modernes Blumengeschäft fähig ist, auf dem großstädtischen Friedhof zusammengetragen. Kleines und Großes, Gutes und Schlechtes, von letzterem vielleicht etwas gar zu reichlich, denn die Produktion von Grabmud ist heute zu einer wahren Industrie ausgeartet. Ausgeartet! Was fühlt sich heutzutage nicht alles berufen, zum Fest der Toten „finnreichen“ Grabmud herzustellen. Eine Wanderung über einen Großstadtfriedhof zeigt dies in erschreckender Weise; es ist kein ästhetischer Genuß, all den dort aufgestapelten sogenannten Grabmud zu mustern; um wieviel freundlicher wirkt dagegen der Gottesacker eines Dorfes, auf dessen Gräbern nur einige einfache Tannenkranze angetroffen werden, in die vielleicht ein paar weiße oder rote Beeren eingefügt sind.

Wie beim Grabmud der einzelnen Orte, so macht sich auch auf den Friedhöfen der verschiedenen Nationen ein Unterschied bemerkbar. Auf den deutschen Friedhöfen wiegen Kränze vor, im Sommer solche von lebenden, im Herbst und Winter solche von künstlichen Blumen oder von Blättern und die Waldkränze. Eine große Rolle spielen hierbei die aus Japan eingeführten trockenen Palmentwedel, die durch ein besonderes Präparationsverfahren wieder naturähnlich gemacht wurden. In den Ländern Südeuropas ist der Grabmud aus lebenden Blumen weniger beliebt, dort nimmt man Zuflucht zu künstlichen Kränzen, wobei Blei- und Perlenkranze bevorzugt werden. Neben diesen sind die aus getrockneten Immortellen angefertigten Kränze vielfach in Gebrauch. Der Nordamerikaner ist weder von dem einen, noch von dem anderen eingenommen, er setzt mit Vorliebe allerlei blühende Gewächse auf das Grab oder streut lose Blumen darüber. Diese Sitte wird an dem amerikanischen Totenfesttage, dem St. Michael, ganz besonders geübt. Am Morgen dieses Tages sind auf den Blumenmarktsstätten ungezählte Mengen von Topfpflanzen aller Art zu finden, die lediglich Grabpflanzungszwecken dienen sollen.

Ganz besonders eigenartig mutet der Grabmud bei manchen Naturvölkern und bei den Völkern des Altertums an. Ueberall sehen wir Blumen und Pflanzen und Pflanzenteile eine bestimmte Rolle spielen, und für viele Begräbnisplätze sind gewisse Pflanzen typisch. So ist die Zypresse ein beliebter Grabmud im Morgenlande; sie war es bereits im Altertum, wozu die Mittelmeerländer noch heute Zeugnis ablegen. Die nordischen Länder bevorzugen Wacholder und Eibe. Die Kryptomerie ist der Grabmud der Japaner. Außer diesen immergrünen Bäumen sind noch verschiedene Blütenpflanzen gern gesehener Grabmud, so ist die Ringelblume, auch Totenblume genannt, ein einjähriges Gewächs, weit und breit auf Deutschlands kleinstädtischen und dörflichen Friedhöfen anzutreffen. Lilie und Rose werden weiter mit Vorliebe angepflanzt. Im Morgenlande ist die Gräberlilie, ein Schwertblattgewächs, und auf den kanarischen Inseln die Palmenlilie die verbreitetste Grabblume.

Im Mittelalter dienten gewisse Gräberpflanzen zum Grabmud; sie wurden sowohl auf das Grab gepflanzt, als auch zu Stränzen oder Sträuhen verbunden, an Gedentäfelchen auf das Grab gelegt. Die größte Bedeutung kam stark aromatischen Pflanzen zu, wie Berrnut, Rosmarin, Majoran, Raute, dazu gesellen sich andere, wie Efeu, Immergrün und mancherorts die Hauswurzpflanzen. In der Neuzeit finden Vergiftweinnichtkränze, die in wassergefüllte Teller gelegt werden, weiten Anhang in Deutschland. In Städten, wo ein allgemeiner Grabmud am Weihnachtsfest üblich ist, werden in neuerer Zeit kleine Tannenbäumchen, mit Lichtern und anderem Schmud aufgeputzt, vielfach verwendet. In Frankreich ist das Stiefmütterchen als Grabblume weit und breit beliebt. Sogenannte Trauerbäume, Bäume mit hängenden Zweigen, haben nur eine verhältnismäßig geringe Ausbreitung gefunden. Dagegen sind in Asien unseren Trauerweiden ähnliche Kasuarinen ein beliebter Grabmud.

Einen Grabmud in unserem Sinne treffen wir bei den Naturvölkern nur äußerst selten an; sofern ein solcher überhaupt ist, bleibt seine Anwendung auf die Zeit der Bestattung beschränkt, eine öftere Erneuerung gehört zu den Ausnahmen. Aber recht mannigfaltig ist dieser Grabmud bei den verschiedenen Völkern zusammengesezt. Einmal sind es einfache Erdhügel, die sich selbst überlassen bleiben, dann mehr oder minder gewaltige Steinhaufen, die wir wohl als die Vorläufer unserer heutigen Grabdenkmäler ansehen können. Grabpfähle sind bei vielen Völkern in Gebrauch, sie dienen oft zur Aufnahme von weiterem Grabmud oder sind mit Inschriften bedekt, die auf einzelne Episoden aus dem Leben der Begrabenen Bezug nehmen. Waffen und Hausgeräte des Verstorbenen geben in gar vielen Ländern einen allgemein gebrauchten Grabmud ab. Auf den Malediveninseln gelten weiße Fähnchen und Ruffelinstreifen als beliebter Grabmud und auf den Rifobaren findet man auf den Gräbern Bambuspfähle, die an der Spitze mit einem Laubbüschel verziert sind.

Herrn Krafft.

Kleines feuilleton.

Kunst.

Jüdische Kunst. In der „Galerie für alte und neue Kunst“ gibt es eine „Ausstellung jüdischer Künstler“ (soll wohl heißen: Ausstellung von Werken jüdischer Künstler!) Gibt es eine speziell jüdische Kunst? Es gibt gute, europäische Kunst. Es sei denn, man müßte dieses sehr gemischte Durcheinander, wo Sichel und Israels sich treffen, wo gräßlich pathetische Schinken neben feinen Arbeiten hängen, wo das Geschmacklose lärmend das Stille verdrängt, wo jede künstlerische Disziplin fehlt und das Ganze den Anblick einer Trödelbude bietet, als jüdische Kunst hinnehmen. Dazu liegt kein Anlaß vor. Man sieht, die Arrangeure leisten der Sache keinen guten Dienst. Man hat die Empfindung, als träte man verbohrten, unfreien Vorstellungen nahe.

Was gut ist, sei hier genannt. Man kennt die Namen, zwei Kollektionen: Ury und Israels.

Unter Urys Bildern ist hier am besten das Bild „Die Geschwister“ von 1883. Breit und kräftig in der Sache; zwei Dorf- kinder auf grüner Wiese; ohne die verwaschene Art, wie sie Ury in den Landschaften jetzt liebt, mit der er aus dem schwer träumerischen, tiefstehenden Grünwaldsee im Abendhimmel ein zittriges, nervöses Etwas macht, aus dem grell gelbe Farben störend aufblitzen. Viel vornehmer ist dieses frühe Bild.

Israels zeigt die stillen, holländischen Interieurs, in deren dämmriger Luft die Gestalten der Bewohner austauschen in großen, ruhigen Silhouetten. Dieses Stille gibt bei Israels den feinen Eindruck. Flüssig und farbig weiß er die Nuancen zart zu verteilen. Manchmal erreicht er in den Typen, die immer charakteristisch derb und doch resigüert-weich sind rembrandtische Kraft, wie in dem Gesicht der aufblickenden Alten in „Eine large Mahlzeit“. Man spürt, was Liebermann hier anzog: das stille Für-sich-Sein der Erscheinungen, die Größe des Einfachen. Zweierlei hat Liebermann voraus: er ist härter; er kann besser zeichnen. Besonders schön sind Radierungen von Israels; wo er jenen feinen Stich hat, der bei Liebermann entzückt, wo er so zart — impressionistisch zu Werke geht. Die Gestalt eines alten Mannes, die Luststimmung über einer schlichten Wiese sind besonders gut.

Sonst ist noch eine stimmungsernte Landschaft von Becker zu nennen in tiefen, matten Farben. Ueberraschend wirkt in diesem Milieu Pissarro mit seinen feinen Arbeiten, die so malerisch und leicht sind, solche Fülle wie Schönheit bergen. Das „Strümpfe stopfende Mädchen“ in pointillistischer Manier pridelnd hingesezt; das Hafenbild mit dem kleinen, bunten Gewimmel der Menschen vor der kühlen See; der Weinberg mit dem warmen Flimmern aller Farben.

Eines der eigenartigsten Bilder rührt von Czöbel her; ein Herrenporträt in schmalem Hochformat; es dominieren Teppich und Bücherständer, deren helle Farben sehr lustig wirken, ganz dekorativ. Auch die Gestalt des davor sitzenden Herrn ist ganz flächig, dekorativ aufgefaßt, dabei doch von prägnanter Charakteristik. Solch Bild muß im Raum sehr gut wirken. — Daneben hängt eine Landschaft von Lederer, die sehr frisch wirkt; dunkle Stämme mit hell blinkenden Blättern.

In der Abteilung Schwarz-Weißkunst fällt Pasternak auf, der russische Typen in weichen Linien hinstellt, der auch in einem Kinderbild malerisches Gefühl in den verschwimmenden Tönen der Luft verrät.

Gute Plastiken rühren von Glyenstein (eine Sphinx, die in der edigen, flächigen Behandlung des Steins Eigenart zeigt) und Jarah her, der kleine Figuren mit viel Sinn für das Leben der Formen hinstellt.

Es fehlen gerade die Künstler, die dem Judentum Ehre machen, die in der Sezession zu finden sind. Liebermann an der Spitze. Und so erheint, möge die Absicht auch ehrlich sein, die bei den Paaren herbeigezogene Devise dieser Ausstellung nur als Vorwand, eben eine Ausstellung zusammenzubringen. Man nimmt keine entscheidenden Eindrücke mit. Im Gegenteil, es graust einem vor diesem Gemisch von Kunst, Sentimentalität, Pose, Pathos und Geschmacklosigkeit.

Humoristisches.

— **Eingegangen.** (Inserat.) Der Herr, welcher gestern in der Breiten Straße ein Geldtäschchen fand, wird ersucht, es dem Verlierer zurückzustellen, da er erkannt ist.

(Antwort, einen Tag später.) Der erkannte Herr, der vorgestern in der Breiten Straße ein Geldtäschchen fand, erucht den Verlierer, sich sein Eigentum in des Finders Wohnung abzuholen.

— **Verführerisch.** ... Das schlechteste Zimmer und das miserabelste Bett habe ich gekriegt, und jetzt soll ich auch noch ein Stopfissen hergeben! ... Ich begreife nicht, Herr Wirt, wie man das einem Gast zumuten kann! — „Ja wissen S' gnä' Herr, Sie schau'n auch gar zu gutmütig drein!“

(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— **Donns Ende.** Die Episode Bonn im Berliner Theater hat einen frühzeitigen Abschluß gefunden. Ohne Knall-

effekt, ohne eine Ansprache an das deutsche Volk und ohne letzte kaiserliche Günstbezeugung geht ein Unternehmen zu Ende, das uns noch manche humoristischen Ueberraschungen zu versprechen schien. Schon am 30. November geht der Mann, der Dichter, Schauspieler, Bühnenautor, Erfinder einer neuen sittlichen Bühnenordnung, der verdienstliche Manager der Indianer- und Detektivromantik und ein selbst in Berlin nicht überborener Regisseur unbezahlter Bekanntheit war. Wir wollen damit keineswegs sagen, daß Herr Bonn ein Ungeheuer ist, er hat nur einen und rücksichtslosen kapitalistischen Pferdesfuß unseres heutigen Kunstbetriebes gezeigt wie man anderer, der mit anderen Sensationen arbeitet. Das Geschäft scheint gegen Bonn entschieden zu haben. Und dieser eine Fall ist damit vorläufig zu Ende. Die Herren Meinhard und Bernauer, die als „Höfe Waben“ sich bekannt gemacht haben, sind auf zehn Jahre Pächter geworden. Bis zum Schluß der Saison soll das Theater für Gastspiele verpachtet werden. Am 1. September 1908 beginnen die neuen Direktoren ihre Tätigkeit. Sie versprechen die Richtung des alten Berliner Theaters wieder aufzunehmen und auch neue Leute zu Worte kommen zu lassen.

— **Ueber die fertigen Pläne und halben Absichten unserer Dichter, Schriftsteller und Künstler** pflegen wir unseren Lesern nichts zu berichten, weil an dem Trasch in der Regel nichts von Bedeutung wahr ist. Was da von Zeit zu Zeit aus den geheimsten Kammern des Schaffens mit und ohne Hilfe derer, die es betrifft — in die Zeitungen geschmuggelt wird, ist bezeichnend für den Geschmack der Zeitungsleser und der sie bedienenden Spekulanten. Was eben jetzt wieder von Hauptmann ausgerannt wird, ist ein typisches Beispiel dieser Sache. Zunächst wird eine frühere Andeutung widerrufen. Und dann wird der Welt offenbart, daß der Dichter bereits frische Federn zur Reinschrift irgend eines neuen Dramas bestellt habe. Auch soll bereits die achte Szene im dritten Akt eines anderen zweiundeinhalb Stunden dauernden Werkes dreiviertel konzipiert sein. Man sollte tägliche Bulletins über den Gehirnpegel unserer Schaffenden einführen und sie zur Strafe verurteilen, all das zu vollenden, was ihnen ihre Posaunisten andichten.

— **Die Zahl der Juden in der Welt.** Nach der offiziellen Statistik des soeben veröffentlichten „Jewish Year Book“ beträgt die Zahl der über den Erdball verstreuten Israeliten ungefähr 11 081 000. Von dieser Ziffer entfallen auf Europa 8 748 000, auf Amerika 1 556 000, auf Afrika 354 000, auf Asien 342 000 und auf Australien 17 000. In Europa verteilen sich die Juden auf die einzelnen Länder folgendermaßen: 5 100 000 auf Rußland, 2 100 000 auf Oesterreich-Ungarn, 600 000 auf Deutschland, 400 000 auf die Balkaninseln, 105 000 auf Belgien und Holland, 80 000 auf Frankreich, 40 000 auf Italien. Die am stärksten von Juden bevölkerten Städte sind: New York mit 700 000 Juden, Wien mit 130 000, Berlin mit 95 000, London mit 80 000 und Jerusalem mit 30 000.

— **Blut- und Gehirnarbeit.** Der Einfluß geistiger Arbeiten auf das Gehirn ist physiologisch festzustellen in der Menge des Blutes, das diesem Organ zugeführt wird. Je angestrengter das Gehirn arbeitet, desto stärker füllen sich die Hirngefäße mit Blut. Der italienische Forscher Professor Mosso gibt, wie die Zeitschrift „Medizin“ für alle mitteilt, ein interessantes, leicht auszuführendes Experiment an, welches diesen Einfluß der geistigen Arbeit auf das Gehirn klar veranschaulicht. Man legt einen Menschen so auf einen Wagenballen, daß dieser im Gleichgewicht schwebt. Die Füße der Versuchsperson müssen sich dabei selbstverständlich auf der einen, der Kopf auf der anderen Seite befinden. Läßt man nun eine geistige Arbeit verrichten, beispielsweise ein schwieriges Rechengempele ausführen, so sinkt dasjenige Ende des Wagenballens, auf dem der Kopf liegt. Damit ist der Beweis erbracht, daß infolge der erhöhten Hirntätigkeit eine stärkere Blutzufuhr zum Kopfe stattgefunden hat.

— **Ein gewaltiger Ausbruch auf der Sonne.** Letzten Freitag hat Dr. Rambant, der Direktor des Madeliff-Observatoriums in Oxford, wie englische Blätter berichten, um 12 Uhr einen gewaltigen Ausbruch auf der Sonne beobachtet. Die flammenähnliche Masse wuchs mit einer Schnelligkeit von 10 000 englischen Meilen in der Minute; zehn Minuten nach zwölf hatte der Ausbruch eine Höhe von 325 000 englischen Meilen über der Sonnenoberfläche erreicht. Fünf Minuten später war die ganze Erscheinung wieder verschwunden und nichts blieb als eine kleine Narbe auf dem Sonnenkörper. Es handelt sich bei der Beobachtung Rambants um eine riesige vulkanähnliche Störung in voller Aktion. Da der Sonnendurchmesser gegen 866 500 englische Meilen beträgt, so hat die Ausdehnung des beobachteten Ausbruchs nahezu vier Zehntel des Sonnendurchmessers gehabt. Die jüngste Störung auf der Sonne mag einen Retord bedeuten; immerhin sind derartige Ereignisse schon relativ oft beobachtet worden. Professor Jung hat z. B. 1870 einen Ausbruch beobachtet, der in zehn Minuten von 100 000 zu mehr als 200 000 englischen Meilen anwuchs und dann in Stunde zerprengt wurde. Die Bewegungsschnelligkeit betrug 166 englische Meilen in der Sekunde, also die gleiche Geschwindigkeit, die auch Rambant beobachtet hat. Die neuen photographischen Methoden haben gelehrt, daß solche Störungen nicht selten sind.